

Schwarzwälder Jugend ✓



Wilhelm Hausenstein, 1954

Wilhelm Hausenstein ist am 17. Juni 1882 in Hornberg/Schwarzwald geboren. Die badische Heimat hat ihn ein Leben lang geprägt, bis zum 9. Lebensjahr im heimatlichen Hornberg, dann bis zum Abitur in Karlsruhe. „Schon als Schüler war ihm bewußt geworden, daß die Landschaft längs des Oberrheins ein Stück älteste römische Tradition auf deutschem Boden verkörpert. Hieraus leitete er auch das dem badischen Dasein verpflichtende Vermächtnis des Ausgleichs, der Verbindung und Vermittlung zum westlichen Nach-

barn her. So war es kein Zufall, daß ihm nach dem Zweiten Weltkrieg die schwierige Aufgabe übertragen wurde, die heillos zerrissenen Fäden des Vertrauens zwischen Deutschland und Frankreich wieder zu knüpfen.“ (Clemens Siebler, in: *Badische Biographien. NF, Band 1, S. 156*). Der Hornberger war 1948 Präsident der René-Schickele-Gesellschaft, 1949 Johann-Peter-Hebel-Preisträger, 1950 Generalkonsul in Paris und von 1953 bis 1955 deutscher Botschafter in der französischen Hauptstadt. Er war sicher der beste Mann für die Wiederbelebung besserer Beziehungen. Hausenstein wurde als erster Deutscher im letzten Jahrhundert zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. – Sein Andenken sollte uns zur guten Orientierung dienen. Hier ein kurzer Auszug aus „Lux perpetua“ mit Erinnerungen an eine glückliche Schwarzwälder Jugend in Hornberg.

Adolf Schmid

Die abfallende Seitenstraße neben dem großelterlichen Hause war das Rechte zum Rodeln oder, wie man dort drüben einfältiger sagte: zum Schlittenfahren. Sie kam, aus einer Gabelung zusammengewachsen, im Bogen von der oberen Altstadt und andererseits von der großen Scheune des Großvaters herunter – der Scheune mit dem Familienomnibus, mit den mancherlei Wagen für Menschen, Feldarbeit und Fracht, mit dem Heuboden und den Ställen, wo die vielen Milchkühe und in den guten Zeiten an die zwei Dutzend Gäule standen. Von dort oben also, wo schon das Reich der Geheimnisse und Abenteuer anfang, lief die Straße, mäßig breit, zwischen dem Garten des reichen Nachbarn, des



Schwarzwaldhaus vor Triberg

(Aufnahme 1926)

Fabrikanten, und dem Seitengärtchen der Villa hin, die unser Großvater zwischen Altstadt und Vorstadt für sich und die Schar der Seinigen erbaut hatte – Patriarch mit weißem Bart, klugen, hellen, ein wenig hitzigen Augen, roten Bäckchen, blankem Schädeldach, mit guten Humoren und jener meisterlichen Strenge, die durch seine wohllebende Vorliebe für Gabelfrühstücke gemildert blieb. Uns Kindern war es eine hohe Lust, weit droben, am äußeren Zuweg zu der fallenden Straße, im fast schon Unbekannten hinter der Scheune, mit den niedrigen Schlitten anzusetzen und dann, im Triumph aus unwahrscheinlichen Fernen niederbrausend, am Seitengärtchen vorbeizufliegen – nicht ohne daß uns die schrägen Abzugsgräben, die über die Straßen liefen, in die Höhe schleuderten wie Sprungbretter: aber dies steigerte die Pracht unserer Heldentat für den Blick des zuschauenden Altvaters, der in Pelz und Wasserstiefeln, das Quastenkäppchen auf dem munteren Greisenhaupt, durch den verschneiten Garten stapfte. Flogen wir endlich auf die quer liegende Hauptstraße vor, die im Tal drunten den Vorstoß unserer Rodelbahn empfing, so kannten wir keine Rücksicht – weder auf uns selbst noch auf die Leute. Wir fahren auf gut Glück, prellten an, blieben heil und bekamen drunten den Geruch von der Arbeit der großen Säge in die Nase: den köstlichen Duft frischgeschnittener Bretter, die unter der Sonne, als weißglänzende Goldbarren, rutschend aus der Werkstatt sanken. Hatten wir angehalten und standen wir auf, um die Schlitten wieder bergan zu ziehen, so geschah es uns wohl auch, daß wir zu den Höhen der Tannberge aufblickten, die in den Gründen so dunkel, obenauf so licht waren wie das Märchen selbst.

Auf halber Höhe stand die Ruine des Schlosses Hornberg, und es hob unseren Stolz, zu denken, daß die einem Anverwandten zu eigen gehörte, mit allem darumher. Dies war unsere ganz und gar feste Welt. Jenseits der Berge, die den Talgrund unseres Städtchens umgaben, war noch, so wußten wir vom Hörensagen mehr als aus Erfahrung, lauter Schwarzwald. An Festtagen freilich fuhr die ganze Sippe, wir Kinder in der Mitte, in benachbarte Dörfer und Städtchen zu Verwandtschaften und Bekanntschaften aus – am liebsten zu jener Base, die den frischesten Kaffee, das leckerste Schmalzgebäckene mit üppig zugreifenden

Händen richtete – denn zwanzig Eier in den Teig, das reichte noch nicht. Solche Ausfahrten aber waren das Äußerste. Die weitere Welt war nur ein Gerücht.

Immer nach dem Mittagessen, das mit dem Zwölfuhrläuten begann und eine breite Dauer hatte – sogleich nach dem Mittagessen waren wir allemale mit den Schlitten draußen auf unserer Bahn, und nun ging es bis an den Rand der Dämmerung. Nur daß man um drei Uhr neuen Hunger hatte. Dann lagen Bratäpfel im Kachelofen bereit, und wenn es deren keine gab, so wallte der Kinderkaffee in einer Messingkasserolle auf dem weitläufigen Küchenerd, und auf dem gescheuerten Küchentisch standen die Ohrentassen, lagen die frischen, röschen Wasserwecken. Es waren langgestreckte vierteilige Weißbrote. Ich habe sie niemals wieder so gut gegessen, in aller Welt nicht wieder. Sie sind mir bis auf diesen Augenblick, wo Mund und Sinn noch aus der Ferne sich erinnern, der Inbegriff weißen Brotes geblieben. Höchstens, daß späterhin die Pariser „flûte“ mit ihnen in Wettbewerb zu treten vermochte.

Sobald es fünf Uhr geworden war, kehrte man zum zweiten Male ins Haus zurück. Was nun von einem echten, wüsten Bubenheißhunger verschlungen wurde, hieß „das Vesperle“. Da wurde alles Mögliche aufgetragen: heiße Milch, Roggenbrot mit Butter, mit Speck, auch Himbeergelée und Quittenmus, mitunter ein leichter Glühwein. An den Samstagen aber geschah das ganz Besondere: da waren die Salzbrezeln aus Niederwasser aufgeschichtet, und um sie her geordnet lagen Butter und Rahmkäse. An den Samstagen wurde das Rodeln, eben um der Brezeln willen, sogar um eine kleine halbe Stunde eher abgebrochen. Man stürmte ins Haus, setzte seinen Schlitten in den unteren Hausflur, die sauber abgeklopfen, blitzblanken Beschläge herwärts kehrend. Man lief zur Schlafstube hinauf, wechselte die Strümpfe, schlüpfte in die warmen Pantoffeln und fand sich endlich in der hinteren, der kleineren Eßstube des Erdgeschosses zusammen, welche den Blick auf die Rodelbahn noch freigab – so daß der Ort unseres Getümmels, von uns verlassen, doch immer noch ein Schauspiel blieb, worin die Spätesten draußen unter unseren kritischen Blicken mit langsam versackendem Eifer noch eine Weile sich aufführten.

Wir saßen, warteten – denn es konnte nicht angefangen werden, solange die Großmutter nicht selbst gekommen war, um auszuteilen. Im Monat Februar war es um diese Zeit im Zimmer noch leidlich hell. Wir saßen in köstlichem Halblicht, in das vom Ofentürchen her feurige Streifen fielen. Warm war es, warm bis ins Zwerchfell, bis ins Herz hinein, und die Wärme war die eigentümlich wohlige Wärme, die vom Holz kommt, nicht von Kohlen. Das große Sofa an der Innenwand war mit französischenblauem Filztuch bezogen, das der Tapezierer mit weißköpfigen Nägeln angestiftet hatte, so daß ein unschuldiges, doch reizendes Bortenmuster gebildet war. Über dem Sofa mit der barocken Fassung aus tiefbraun blinkendem Nußbaumholz hingen in ovalen Rahmen, an denen Mattgold und Glanzgold in konzentrischen Ellipsen miteinander spielten, Bilder aus dem Familienstande. Männer und Frauen hatten die Köpfe und Trachten der Biedermeierzeit; einige schie-

nen gar noch aus Jahren hergekommen, die für Pose und Tracht auch dem inneren Schwarzwald die Zeichen des ersten bonapartistischen Kaiserreiches aufgeprägt hatten. Unter dem Zeitungshalter mit der „Schwarzwälder Chronik“, dem volksfreundlichen Landesblatt, dem „Badischen Beobachter“, auch der größeren „Frankfurter Zeitung“ hing der Kalender mit dem Bilde des „Lahrer hinkenden Boten“ und dem gelbrotgelben Wappen.

Es ist mir nie klar geworden und ich habe wohl auch nie danach gefragt, ob die Bäcker in unsrem eigenen Städtchen keine salzigen Brezeln buken. Es war die angenommene, auf keine Weise zu erörternde Regel, daß die Brezeln aus dem nahen Dorfe Niederwasser gebracht werden mußten. Eine alte Bötin trug sie jeden Samstagnachmittag nach vier Uhr herzu. Wir paßten ihr auf. Sie nahm die Trage vom Rücken, lüftete ein weiß und rot gewürfeltes Tuch und zählte in der Speisekammer die krin-



Triberg: Blick von der Straße Triberg-Sommerau.

(Aufnahme 1926)

gelhaften Stücke heraus. Sonderbare Brezeln, wie ich sie nie mehr gesehen habe; sie waren nicht in die Breite gezogen, sondern in die Höhe... Heute denke ich mir, daß die gut katholische Großmutter die Brezeln aus Niederwasser hat kommen lassen, weil dort, nicht in unserem evangelischen Städtchen, für sie die nächste Kirche stand, und sicherlich war auch die Bötin eine katholische Christin. Auf diese Weise hatte es mit den Brezeln also auch noch eine eigene, beinahe schon metaphysische Bewandnis gehabt.

Wir nun schmeckten das Salz wie die jungen Böcke und Geißen. Aber dies war nicht alles. Der Brauch war mit dem Ding eins geworden, und beides, so Brauch wie Ding, konnte garnicht besser sein. Auch hatten wir das Bewußtsein einer ausnehmenden Situation. Wäre es lächerlich, zu gestehen, daß mir die Salzbrezeln von Niederwasser im Grunde der Erinnerung sichtbar liegen wie Kostbarkeiten, in denen der Sinn einer Kindheit sich angesammelt und zum Gleichnis gefunden hat? Nun – ich würde es auf mich nehmen, darum lächerlich zu sein. Vollends gab die regelmäßige Anwesenheit der Großmutter dem Augenblick die Stimmung der Feststunde: das Eigentümlich-Schwere, das Bedeutsame, ja Verpflichtende der Sitte. Seit jenen Zeiten kann ich das Wort „Feierabend“ nur mit der besonderen, ja ehrerbietigen Empfindung hören, die von der Erinnerung an so denkwürdige, von Güte und Anstand behütete Erlebnisse der Kindheit herkommt. Es ist immer wesentlich und schön, wenn Menschen zusammen um den Tisch sitzen, welcher die Nahrung trägt. Als die Großmutter den Tisch regierte, war es gewiß am allerschönsten und allergewichtigsten; da war es am gewissesten; da hatte das Natürliche eine fast geweihte Beschaffenheit, der wir uns unwissend widmeten, indem wir aßen, was wir mit der Gier animalischer Jugend nur in uns bringen konnten. Auch dies hatte ja etwas zu sagen, daß es stets genau der Samstagnachmittag war, an welchem die Brezeln kamen, – Vorabend des Sonntags. Aber am meisten lag das Behaglich-Außerordentliche jener Abende an der Gegenwart der fürsorglichen Greisin.

Da saß sie zwischen uns Enkeln: klein, vom arbeitsamen Leben eingedörnt, mit einem Pergamentgesichtchen voll von Runzeln – zwi-

schen denen freilich wunderbare Augen aufgehoben waren, blaue Augen, schier veilchenblau! Wir sahen in diese Augen, während wir kauten und uns wohl auch einen Schluck von dem Birnenmost erbettelten, den die Großmutter im grauen, blau umschörkelten Steinkrüglein vor sich stehen hatte und nun sparsam, aber freundlich mitteilte. Von den Augen der Großmutter sehen wir mitunter auch zu dem Bild hinüber, das, eine schöne Photographie aus der Mitte des Jahrhunderts, in schwarzem Oval aus der Zeit des Königs Louis-Philippe (so weiß ich's heute), zwischen den fein gezeichneten, mit Wasserfarben empfindsam abgetönten Bildnissen der anderen hing. Auf dieser Photographie war die Großmutter mit einem weiten, vielfältigen, langen Krinolenkleid aus Atlas von glänzendem, eher pflaumenblauem Violett angetan (sie selber nannte uns die Farbe) – doch ist wohl möglich, daß dem modischen Kolorit oder Ton auch etwas wie ein geistlicher Ausdruck eigen war. Am Halsbund saß eine große Brosche, wie wir sie kannten: da war inmitten goldener Ranken ein goldenes Weinblatt, das sich heben ließ und, emporgeschlagen, ein Jugendbildchen des Großvaters aus Bräutigamszeiten freigab – Miniatur aus Pariser Malerhand von 1848, mit brandrotem Schopf... Der schwarze Scheitel der Großmutter im Lichtbild also trug auf der Höhe ein dunkles Spitzenhäubchen. Das Angesicht war auf lateinische Weise ebenmäßig, war mit milder Würde erfüllt, war ernst und gut, bedeutend und ehrfürchtig. Im Hintergrunde stand das Heidelberger Schloß, wie man es von der großen Terrasse sieht. Die eine Hand der Großmutter lag auf einem Postament, das mitten im Freien eigens bestellt schien, Hände zu tragen – als wären Hände Denkmäler (und diese waren es vielleicht); die andere Hand hielt vor der Brust ein Gebetbuch, wie unsere Großmutter auch dann noch eine fromme Katholikin blieb, als sie sich für den Großvater photographieren ließ, den Skeptiker und Achtundvierziger, den Mann, der mit Hecker und Struve, mit Venedey und Muser befreundet war...

So sah die Großmutter auf dem Bilde aus. Nun saß sie da, und nur noch die Augen waren wie im Bilde – die Augen und das Spitzenhäubchen. Denn sonst fanden wir keine Ähnlichkeit mehr. Sie saß am Tisch und sie stand auf – ach, jeden Augenblick stand sie auf, um irgend etwas

am langen Tisch anders zu fügen, um eine Bestellung in die Küche zu geben oder im Haushalt etwas anzuordnen, wonicht selbst zu tun, das ihr in augenblicklichen Verbindungen der Gedanken zugesprochen war. Dies war also jetzt die Großmutter, die Joséphine hieß (mit einem Akzent auf dem e und dem französisch zu sprechenden Namen, denn so, ein bißchen rheinbündisch noch, hielt man es vor hundert und selbst vor fünfzig Jahren im Badischen). Nun ging sie schon wieder hinaus! Sie stützte ihre Hände auf die Lenden, legte den schmerzenden Flanken, dem von Arbeit angestregten Kreuz die eigenen Hände auf, als wären es die heilkräftigen Hände einer anderen, einer fürsorgenden Person. Oder umgekehrt: indem die Großmutter sich selbst die Hand auflegte, hatte sie einen Ausdruck, nahm sie eine Wendung an, als erweise sie einem anderen Menschen etwas Gutes.

Der Rücken war schmal und vorgewölbt, und an ihm lagen die weiß gesäumten Bänder der dunklen Hausschürze kreuzweise aufeinander, nach einem Zeichen, dessen er, Gott weiß es, wert war. Das schwarze Häubchen auf dem grauen Haar funkelte mit einigen schwarzen Glasperlen. Vor dem Hinausgehen kehrt sie sich noch einmal halb um; ihr Lächeln, ein halbes Lächeln, ist zugleich das Lächeln verlegenen Schmerzes und großmütterlichen Wohlwollens – doch das zweite überwiegt. Wir bleiben bei den Brezeln sitzen, wir haben noch lange nicht genug! Nach einer Weile hören wir die Großmutter draußen am Hühnerstall hantieren und reden, und wir wissen, daß der Großvater murrte, weil die Großmutter wieder einmal bloß einen leichten Schal um die Schultern genommen hat... Wir sitzen und beißen. Durch den Garten des reichen Nachbarn, des Fabrikanten, sehen wir die erste Lampe aufscheinen. Nun bringt die alte Fränze die unsere herein. Sie setzt die brennende Petroleumlampe mit dem bauchigen Zylinder in das hängende gußeiserne Gitterbecken unter der schwebenden Glocke aus Milchglas. Ein warmes, rötlichgelbes Licht geht durch das Zimmer mit der gobelinartig gemusterten blauen Tapete. Der Schein dringt nicht weit; in den Ecken bleibt eine unaufgelöste Stubendämmerung. Aber das Licht ist innig und von einer gleichsam mittelbaren Sanftheit: zwischen ihm und den Gemütern ist Raum für Empfindungen. Es

ist nicht das Licht von jetzt, das weiße, harte, das elektrische, das an Augen und Seelen prallt wie ein Schlag. Es ist ein Licht, das sich entwickelt...

Nun schlägt die fünfte Stunde an. Wir hören den ersten Ton der Uhr draußen im Flur, und schon rennen wir um die Wette, die Brezeln in der Hand, zu ihr hinaus; denn es ist jene besondere Uhr – es ist die große alte Erbstanduhr mit dem Kapuziner! Sie schlägt sehr langsam, und wir erreichen noch den vierten, den fünften Ton, sehen noch das Theater des mechanischen Mönchleins, das nach dem Stundenschlag oben überm Zifferblatt heraustritt und sich verneigt, als wolle es für das Geschenk der Zeit, die abläuft, genauer: für das Hingehen der Zeitlichkeit seinen Dank abtatten. Und während wir das aberhundertmal erlebte Bild mit einer nie erlöschenden Begierde anstarren, hören wir die anderen Uhren im Hause – die Kuckucksuhren aus Triberg und aus dem höheren Schwarzwald; sie rufen miteinander, durcheinander, in unvergeßlichen Parallelen und Überschneidungen der Töne – gleichlaufend jetzt, nun eine der anderen voraus – und wieder nachrufend.

So ist es gewesen...

WILHELM-HAUSENSTEIN-SYMPIOSIUM 1998

Wilhelm Hausenstein als Wegbereiter der deutsch-französischen Beziehungen

Herausgegeben von

DIETER JAKOB
JOHANNES WERNER
RENÉE-MARIE PARRY HAUSENSTEIN

München 2000